

Die Wunden der Vergangenheit heilen

All den Gedanken über den Krieg, die sich in letzter Zeit jeder gemacht hat, folgen heute jene über die Wurzeln der Spaltung und vor allem über Heilung der Wunden dieser jüngsten Vergangenheit, Wiederaufbau, Versöhnung und Perspektiven des Neuanfangs, des Brückenschlagens.

In einer Morgensendung im schweizerischen Rundfunk machte sich letzte Woche der Sprecher Gedanken über die Wurzeln des Krieges in uns selbst. Spätestens als er sich an einen Kindheitstraum erinnert habe, in dem er den Lehrer, der ihn geplagt hatte, mit einem zentnerschweren Tisch erschlug, sei er sich gewahr geworden, dass Wurzeln der Spaltung oft in uns selbst zu finden sind. Tatsächlich können Keime der Spaltung zu Wurzeln des Krieges führen, und schlechte Erinnerungen können unser Leben belasten, die Urteilskraft beeinträchtigen, ja ganze Volksmeinungen mitprägen.

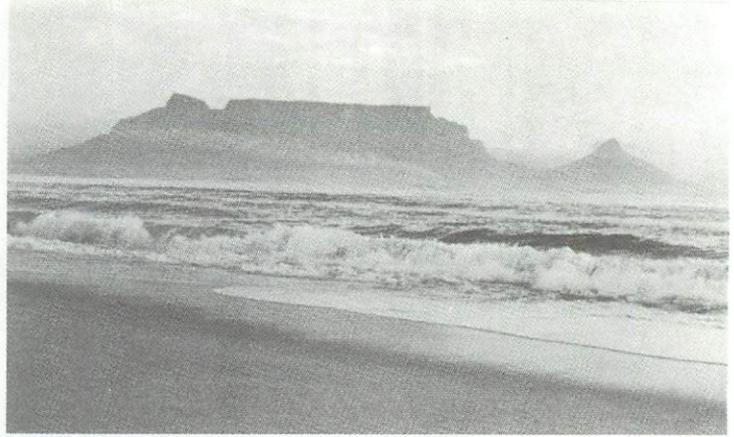
In der Natur braucht es Sonne, Regen, Wind und Zeit, bis Heilung eintritt. Bei uns Menschen beginnt der Heilungsvorgang mit dem erkennenden Eingeständnis, dass die Wurzeln der Spaltung, die

Rachegefühle, vorhanden sind. Damit hat die Wurzelbehandlung bereits begonnen! Dann brauchen auch wir – wie die Natur – heilende, reinwaschende, wärmende Kraft. Dank dieser wird es möglich, auf den andern zuzugehen, das Blatt zu wenden, eine Brücke zu schlagen.

Die Tage werden länger. In den Gärten oder auf dem Felde wird geräumt und dem spriessenden neuen Leben Platz gemacht. Auch der Osterzeit geht die Leidenszeit und der Tod Jesu voraus, um dann dem auferstandenen neuen Leben um so mehr Raum zu geben. So steht uns seine Kraft zur Verfügung, um die Wunden der Vergangenheit zu heilen.

In diesem Sinne wünscht die Redaktion all ihren Lesern eine frohe Osterzeit.

SÜDAFRIKA MIT SEINER BESONDEREN GESCHICHTE

**Mutiges Bekenntnis
– spontanes Echo**

In der Februarausgabe der englischen illustrierten Zeitschrift «For a Change» ist in einer kleinen Notiz zu lesen, vor wenigen Wochen hätte ein Sprecher der südafrikanischen Niederländisch-Reformierten Kirche (der ein grosser Teil der weissen afrikaanssprachigen Südafrikaner angehört), «die Apartheid erneut als Sünde bezeichnet und sich öffentlich für die Leiden und die Ungerechtigkeit entschuldigt, welche seine Kirche durch die Anerkennung der Rassentrennung mitverursacht habe». Weiter wird dort berichtet, dass an dieser historischen Konferenz, an der 90 % aller in Südafrika eingeschriebenen Kirchen vertreten waren, die Antwort des schwarzen Erzbischofs Desmond Tutu viele Teilnehmer tief berührte, als dieser sagte: «Gott hat uns zu diesem historischen Moment geführt, und ich wollte Ihnen allen nur sagen: Wenn mich jemand bittet ihm zu verzeihen, ist es unmöglich zu antworten: «Das tue ich nicht.»»

Diese Bereitschaft zu vergeben, ausgelöst durch eine aufrichtige Bitte um Verzeihung und den Ausdruck der Reue eines Kirchenältesten einer Institution, die jahrelang Apartheid nicht nur geduldet, sondern zum Teil auch aktiv vertreten hatte, verdient ein näheres Betrachten.

Eingeständnis macht frei

Unsere südafrikanischen Korrespondenten Mxolisi Samuel Pono, ein Schwarzer, Musiker

aus Queenstown, und Pieter Horn, ein Weisser, Mitglied der Niederländisch-Reformierten Kirche und Vater von zwei Mädchen im Alter von acht und elf Jahren, beantworteten unsere diesbezüglichen Fragen gemeinsam:

– Das Zitat von Erzbischof Tutu, das Sie erwähnen, ist korrekt. Seit er die Politik den Politikern überlassen hat, ist er zu einer konstruktiven Kraft im Lande geworden.

– Zum öffentlichen Sündenbekenntnis des Vertreters der Niederländisch-Reformierten Kirche, Professor Jonkers, bemerkte der Moderator dieser Kirche kürzlich: «Wir identifizieren uns eindeutig mit der Erklärung Professor Jonkers über die Haltung unserer Kirche. In der Tat wiederholt er damit genau die Stellungnahme, welche die allgemeine Synode zwei Wochen zuvor abgab. Wir sähen es gerne, wenn dieser Synodalbeschluss als Grundlage für die Versöhnung aller Gruppen und Kirchen dienen könnte.»

– Im offiziellen Organ der Niederländisch-Reformierten Kirche Südafrikas, dem «Kerkbode» (Kirchenbote) war zu lesen: «Das Sündenbekenntnis der Kirche war ein Moment der Befreiung... Dass Erzbischof Tutu – wegen seiner höchst kontroversen Äusserungen ja oft als Erzfeind der Niederländisch-Reformierten Kirche betrachtet – hier einen Anteil hatte, macht das Ganze noch erstaunlicher.» Der Artikel fährt fort: «Nicht alle, die es wissen sollten, sind sich dessen bewusst:

Unsere Niederländisch-Reformierte Kirche Südafrikas anerkennt, dass Apartheid eine Sünde ist, und dass sie mit ihrem Anteil an der Durchführung und Aufrechterhaltung dieses Systems im Unrecht war.»

Die Gefahr weiterer Konflikte

Mxolisi Samuel Pono bemerkt abschliessend: «Die wachsende Einsicht der Führer aller Seiten, dass es notwendig ist, sich zu treffen und miteinander zu sprechen, zusammen gesehen zu werden, anstatt nur mit öffentlichen Anklagen gegeneinander zu wirken, ist ein hoffnungsvolles Zeichen. Aber diese Einsicht ist noch nicht bis zum Einzelnen auf der Strasse durchgesickert. In Afrika leiden wir an einer Intoleranz all jenen gegenüber, die unsere Ansichten nicht teilen. Daher besteht eine grosse Gefahr weiterer Konflikte, auch unter einer schwarzen Regierung.»

Und Pieter Horn fügt bei: «Das Bekenntnis und die Bitte um Verzeihung von Professor Jonkers und andern Afrikaanern ist absolut wesentlich, um eine Heilung herbeizuführen – nicht nur bei jenen, die gelitten haben, aber auch in der Einstellung und im Geist derer, die dieses Leid verursacht haben –, damit der Versöhnungsprozess eingeleitet werden kann. Wir Afrikaaner müssen uns auch mit unserer eigenen Vergangenheit versöhnen, mit ihrem Guten und ihrem Bösen, wenn wir mit den Südafrikanern für die Zukunft verantwortlich sein wollen.»

Tapferkeit findet Anerkennung

Bischof Dr. M.S. Mogoba (rechts): «Es gab eine Zeit, in der die meisten Südafrikaner einschliesslich vieler Kirchenführer glaubten, es sei ein Zeichen der Schwäche oder eine Geste der Kapitulation, wenn man von Versöhnung und Verhandlungen zu sprechen wagte. Wer also bewusst für die Botschaft der Versöhnung eintreten wollte, geriet unter schwersten Druck. Heute stellen wir aber in aller Demut fest, dass es sich gelohnt hat, jene Last auf sich zu nehmen (...) Jedes Land sollte Rechte, wie sie die UNO-Charta der Menschenrechte enthält, in seiner Verfassung verankern. Ich wage aber zu behaupten, dass Süd-

afrika angesichts seiner unvergleichbaren Geschichte möglicherweise noch zusätzliche Rechte formulieren sollte – auch wenn es nur für eine Übergangszeit wäre –, um jene Menschen zu beruhigen, die sich vor der Zukunft fürchten.»

Dr. Arthur Chaskalson, Rechtsanwalt und Professor (links): «Ich studierte Recht zu jener Zeit, als die Apartheid eingeführt wurde (...) Ich war Zeuge der Tapferkeit vieler – Schwarzer und Weisser – in diesem Kampf (gegen die Apartheid-Gesetze). Ich hatte das Vorrecht, einige vor Gericht zu verteidigen; ich war Zeuge ihrer Menschlichkeit, ihrer Verpflichtung

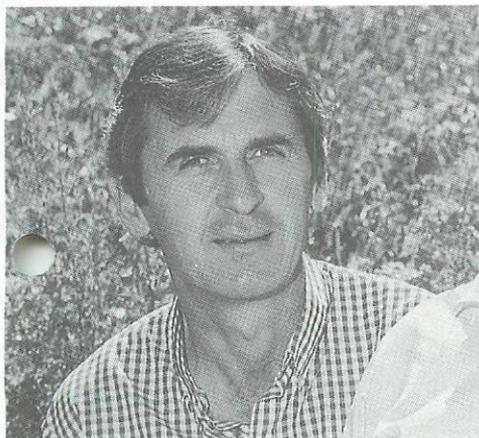


Preisträger Chaskalson (l.) und Mogoba (r.)

Die Schweizerische Stiftung für Freiheit und Menschenrechte verlieh am Ende des letzten Jahres ihren Preis zwei Südafrikanern, die aus unseren Medien kaum bekannt sind und doch mit vielen anderen zur gegenwärtigen Entwicklung einen mutigen und schöpferischen Beitrag geleistet haben.

Konkrete Zusammenarbeit...

Mxolisi Samuel: Pieter und ich kennen uns seit fünfzehn Jahren. Zu Beginn war es wie das Zusammentreffen der zwei Extreme, die Südafrika verkörpern. Ich meinte, wir hätten dieselben politischen Ansichten, aber dann wurde mir klar, dass ich vielleicht während des ganzen übrigen Lebens mit diesem Menschen zusammenarbeiten müsste, falls ich mich dafür entschied, wirklich Gott zu dienen. Ich merkte, dass all das, wofür er zu jener Zeit am tiefsten empfand, für mich Ausdruck und Symbol der Unterdrückung war, die ich so sehr verabscheute. Für ihn wiederum symbolisierte ich die Bedrohung seiner Sicherheit, ei-



Pieter Horn

ne Gefahr – und so weiter. Ich wehrte mich daher und sagte sogar zu Gott, ich wäre zu allem bereit, solange ich nicht mit Pieter arbeiten müsse, denn ich fürchtete mich vor dem, was meine eigenen Leute denken würden.

Unser Recht

Aber im Lauf der Jahre haben wir die Zusammenarbeit erlernt. Es war kein einfacher Weg und nie bequem, aber wir hatten eines gemeinsam: die Verpflichtung, unseren Schöpfer zu dienen und uns in seinem Plan für unser Land gebrauchen zu lassen. Es war ja in Südafrika für Vertreter verschiedener Rassen gesetzeswidrig, unter dem gleichen Dach zu wohnen, aber Pieter hat mich in all diesen Jahren jedesmal in Pretoria bei sich zu Hause untergebracht.

tung für eine gerechte Gesellschaft und ihrer Opferbereitschaft für die Verfolgung ihrer Ziele (...)

Wir müssen eine Kultur der Achtung vor dem Recht und dem Gesetz wiederaufbauen, was aber nur geschehen kann, wenn es uns gelingt, einen in der Demokratie verankerten Staat zu schaffen, der sich verpflichtet, die Bedürfnisse und Anliegen aller seiner Bürger zu vertreten.»

In der Bildmitte Peter Kormann, Bremgarten BE, Mitglied der preisverleihenden Stiftung.

Er ging ein Risiko ein, denn es galt als kriminelle Handlung. Da wir aber überzeugt waren, dass es unser Recht sei, handelten wir entsprechend. Ihn zu meiner Familie in unseren Stadtteil zu bringen, war ebenfalls nicht leicht. Man wusste nicht, was uns beiden dort geschehen könnte, aber auch das taten wir trotzdem. Und sogar wenn ich nicht dabei war, besuchte er meine Angehörigen und meine Freunde und wurde von ihnen als Teil der Familie behandelt und aufgenommen. Wenn ich seine Eltern in Stellenbosch besuchte, wurde ich auch dort verwöhnt. So haben wir einander wirklich kennengelernt: unsere Familien, was uns bewegt und belebt, was in uns vorgeht.

Dank der neuesten Entwicklungen wird es in Zukunft für Vertreter verschiedener Rassen einfacher sein, zusammenzuarbeiten. Eine schwierige Aufgabe liegt vor uns: die Heilung der Verletzungen der Vergangenheit – der letzten 300 Jahre. Und hier sehe ich unseren gemeinsamen Anteil, denn durch das Zusammenarbeiten, Zusammenwohnen, das gegenseitige Mitteilen unserer Ansichten, Meinungen und Meinungsunterschiede haben wir gelernt, einander wirklich zu verstehen und dadurch auch zu begreifen, wie das Volk des andern fühlt und denkt.

...führt zu echter Partnerschaft

Pieter: Ich habe wenig beizufügen, ausser vielleicht der Tatsache, dass die Hoffnungen, die Sam und die Leute, die er vertritt, hegen, für mich und meine Leute normalerweise das verkörpern, wovor wir uns als Weisse fürchten. Der Sieg, den er sich aus politischer Sicht erhoffte, hätte aus unserer Sicht die Niederlage und den Verlust all dessen bedeutet, was wir verteidigen wollten.

Nun haben wir beide gelernt, eine echte Liebe für die andere Seite zu finden, zu

«Wir haben dem Lachen und Weinen unseres Volkes nicht zugehört. Das darf nie mehr so sein. Es tut mir leid, dass ich selbst so schwerhörig war, so gleichgültig. Apartheid war ein abscheulicher Fehler. Die einzige Möglichkeit, eine gemeinsame Zukunft aufzubauen, besteht in brutaler, krasser Offenheit und Ehrlichkeit in bezug auf die Vergangenheit. Wir haben unsere Lehren gezogen und wollen unter keinen Umständen jene Fehler wiederholen...»

Leon Wessels, stellvertretender Aussenminister am 21. Februar 1991 im Parlament in Pretoria

verstehen versuchen, was die andern denken und fühlen. Manchmal ist dies sehr schwierig, denn was er empfindet, kann für mich recht unbequem sein. Zum Beispiel hatten wir eine Auseinandersetzung über ein geschichtliches Ereignis... In Südafrika wurde bis jetzt eine ausschliesslich von Weissen geschriebene Geschichte unterrichtet; nun werden wir auch eine andere Seite unserer Geschichte kennenlernen, die wird noch nie gehört haben, und einiges davon wir sehr unbequem sein.

Viele Weisse geben sich sehr liberal und offen: «Ja, natürlich muss die Apartheid abgeschafft werden.» Aber sie überlegen sich nicht, was das konkret bedeutet. Wenn wir es nämlich ernst meinen, müssen wir



Mxolisi Samuel Pono

uns bewusst werden, was uns dies kosten wird, und dann auch die Konsequenzen auf uns nehmen. In einem politischen Unterdrückungssystem sind die Privilegien auf der Seite der einen; die andern leiden unter der Diskriminierung. Wer die Macht hat, hat auch die Vorrechte.

Diese absolute Macht muss aufgegeben, die Privilegien müssen geteilt werden. Ich habe zwei Töchter: eine ist elf, die andere acht Jahre alt. Ich Sorge mich nicht so sehr um meine eigene Zukunft, aber um die ihre. So habe ich versucht, mir diese konkreter vorzustellen:

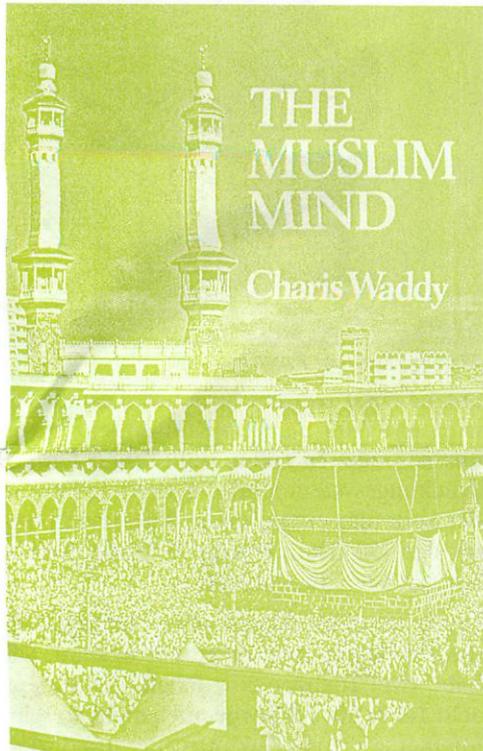
Im Gesundheitswesen genossen wir Weissen eine bevorzugte Pflege auf Kosten der andern. Jetzt wird der Gesundheitsdienst allen offenstehen; in der Vergangenheit kamen uns Weissen vielleicht 80 % des Kuchens zu, jetzt werden wir nur noch unser Stückchen erhalten – damit alle einen minimalen Gesundheitsdienst geniessen können. Das gleiche gilt für das Erziehungsniveau: Unseres wird sinken müssen –, ganz einfach damit andere zumindest eine grundlegende Schulung erhalten.

All dies ist notwendig, denn Apartheid ist meiner Ansicht nach nicht bloss eine wirtschaftlich und sozial schlechte Politik, sondern sie ist Unrecht und eine Sünde vor Gott dem Allmächtigen. Deshalb müssen alle, die daran einen Anteil hatten oder einfach dazugehörten, dort wiedergutmachen, wo sie können, und Gott um Verzeihung bitten; dann kann er uns als Werkzeuge brauchen.

Das muslimische Bewusstsein

Am Tag, als der Golfkrieg ausbrach, wurde in London das Buch «The Muslim Mind» (Das muslimische Bewusstsein) von Dr. Charis Waddy in seiner dritten, neu überarbeiteten und erweiterten Auflage lanciert.

Die Erstausgabe des Buches war im Anschluss an den israelisch-arabischen Sechstagekrieg von 1967 entstanden. «Zwar besass ich keinerlei Einfluss, aber ein ganzes Leben voller Freundschaften mit Menschen aus der muslimischen Welt. Ich wollte ihnen die Gelegenheit geben, dem Westen gegenüber auszudrücken, woran sie eigentlich glaubten und wofür sie lebten.»



Umschlag des Buches von Dr. Charis Waddy

Charis Waddy, die als erste Frau einen Dokortitel in arabischen und hebräischen Studien der Universität Oxford erworben hatte, wies auf andere Zeiten «während eines langen Lebens» hin, wo die Welt im Krieg gestanden hatte. «Doch ebenso erinnere ich mich an die Momente nach diesen Kriegen – Momente der Erschöpfung, aber auch der Hoffnung, wenn es ums Aufbauen ging. Damals lautete die Frage: «Wer ist zum Bauen bereit?»»

«Eines ist gewiss», fuhr sie fort, «nächste Woche, nächsten Monat, nächstes Jahr wird die Menschheit immer noch denselben Problemen gegenüberstehen: Armut, Hunger, Krankheit, Verschuldung, ebenso wie den Gefühlen der Feindseligkeit und des Mangels, der Grausamkeit und der Habgier, die aus verletzten Herzen stammen und jene Probleme fortbestehen lassen. Wie immer der Golfkrieg ausgeht, er wird sie nicht lösen. Heute oder morgen geht es darum, sich ihnen intelligent,

durchgreifend und liebevoll zu widmen. Wer ist jetzt zum Bauen bereit?»

Brückenschlag zwischen Völkern verschiedener Glaubensrichtungen sei wichtiger denn je, legte Frau Dr. Waddy nahe. «Trotz aller Ängste und verzerrter Darstellungen glaube ich, dass zwischen Menschen unterschiedlicher Überzeugungen grössere Offenheit besteht als je zuvor.» So hätte zum Beispiel die Dringlichkeit der Golfkrise viele im Westen dazu geführt, mehr über den Islam erfahren zu wollen. «Jene, die sich auf den Pfad der Freundschaft und der Verständigung wagen, sollen wissen, dass sie nicht wie einzelne Wassertropfen im Ozean sind, sondern Teil einer steigenden Flut der Zukunft.»

Nicht nur Tyrannen

«Auf gar keinen Fall dürfen wir uns Klischeevorstellungen von einem Volk auf Grund des Handelns seiner Führer bilden», beschwor sie ihre Zuhörer. Mesopotamien, der heutige Irak, habe schon in der Vergangenheit Tyrannen erlebt wie zum Beispiel Nebukadnezar. Aber ebenso habe es der Welt den Abraham geschenkt, «noch immer eine überragende Gestalt in der Geschichte der Menschheit».

Judentum, Christentum und Islam stammen alle aus dem Glauben jenes «Gottesfreundes und Vaters der Gläubigen. Heute finden sie dort wieder zusammen, wo sie ehrlich den Willen Gottes zu ergründen suchen. Wo Menschen dies tun, entspringen frische Initiativen, einfache, aber originelle Ideen, die den Problemen das Genick brechen und Punkte der Übereinstimmung aufzeigen. Dort lag und liegt der Schlüssel, auch zur heutigen Lage. Jedem kommt dabei eine einmalige Rolle zu, und jedes Puzzlestück ist wesentlich.»

Das Vorwort zu ihrem Buch stammt vom damaligen Scheich der Al-Azhar-Universität in Kairo, Dr. Muhammad Abdul Halim Mahmud, einer international anerkannten Autorität in islamischer Theologie. Im Buch stehen die Erfahrungen einer palästinensischen Hausfrau und einer Gruppe indischer Zimmerleute Seite an Seite mit Beiträgen von Theologen aus Mekka, der Intelligenzia von Beirut und Karachi, des Emirs von Kano in Nordnigeria und muslimischen Gelehrten in Washington und London. Aus dieser bunten Vielfalt von Quellen kann sich der Leser informieren über den Koran, das Leben und die Aussprüche Mohammeds, die islamische Überlieferung von Mose und Jesus sowie die geistlichen Themen des Gebets, der Pilgerschaft, des Fastens, der göttlichen Führung und der Vergebung. Ebenso kommen zur Sprache das Familienleben, Rassenfragen, Finanzen, Krieg und Frieden, Erziehung und Umwelt aus moderner muslimischer Sicht.

Wer ist bereit aufzubauen?

Am 7. Februar erschien in der Zeitung «The Oregonian» ein Artikel von Charis Waddy unter dem Titel «Die Trümmer wiederaufbauen – und die Beziehungen». Hier einige Auszüge:

Im jetzigen Stadium des Golfkonflikts ist es unerlässlich, dass wir die heutige militärische und politische Situation im Mittleren Osten und den religiösen Glauben von 900 Millionen Menschen verschiedener Rassen und Nationen, welche die Ideale und Glaubensprinzipien des Islam vertreten, auseinanderhalten. Ob nun diese Menschen in einem der 48 Länder mit einer mehrheitlich muslimischen Bevölkerung leben oder sonstwo, alle sind sie vom Golfkrieg in einem gewissen Grad betroffen...

Wer wird nach Ende der Schiessereien bereit sein, wieder aufzubauen – nicht nur die Trümmer, sondern auch die Beziehungen?...

Hier ist nun unser Verständnis des Islam und der Muslims wichtig. Es wird allgemein anerkannt, dass unser Wissen auf diesem wichtigen Gebiet grosse Lücken aufweist.

Die Soldaten auf beiden Seiten haben in der Tat etwas gemeinsam – sie sind bereit zu sterben – und einander zu töten –, aber ihre Träume von einer besseren Welt sind sich nicht unähnlich. Mehr noch, auf beiden Seiten sind es junge Leute – sie gehören einer Generation an, die eine zukünftige Weltordnung zum Funktionieren bringen muss...

Diese Generation wird eine gänzlich neue Rolle übernehmen müssen, nicht mehr die der Kämpfer, sondern diejenige der Erbauer, die sich einsetzen für eine Welt der Gerechtigkeit und eines Friedens, an dem alle ihren Anteil haben.

Auf einen Krieg, der als «gerechter Krieg» geführt wurde, folgt nicht automatisch ein gerechter Friede. Es gibt eine weitere Dimension – den Kampf um Herzen und Denken: die Verwicklungen, die Motivierung und die Bedürfnisse, die vor dem eigentlichen Krieg bestanden und die vermutlich nachher ziemlich die gleichen sein werden.

Hier könnte sich ein Aspekt reifer Demokratie als äusserst hilfreich erweisen: die Fähigkeit, auf Meinungen und Ansichten zu hören, die sich von unsern eigenen unterscheiden – ja sogar die Gültigkeit anderer Ansichten anzuerkennen und zu schätzen. Gerade um ein besseres Verständnis des Islam zu erlangen, ist dies sehr wichtig...

Es sind Menschen, die sich begegnen, nicht Systeme. Das wichtigste ist das Knüpfen von Freundschaften, in denen Offenheit und Lernbereitschaft herrscht.

Rumänen und Ungarn kämpfen gemeinsam gegen die Schatten der Vergangenheit

Die Beziehungen zwischen Ungarn und Rumänien sind seit langem getrübt wegen Siebenbürgen, der im Nordwesten Rumäniens gelegenen Provinz, wo sich die beträchtliche ungarische Bevölkerungsminderheit konzentriert.

Schon seit Jahrhunderten beanspruchen die Ungarn dieses Gebiet, welches sie im Laufe der Zeit auch mehrmals verwaltet haben.

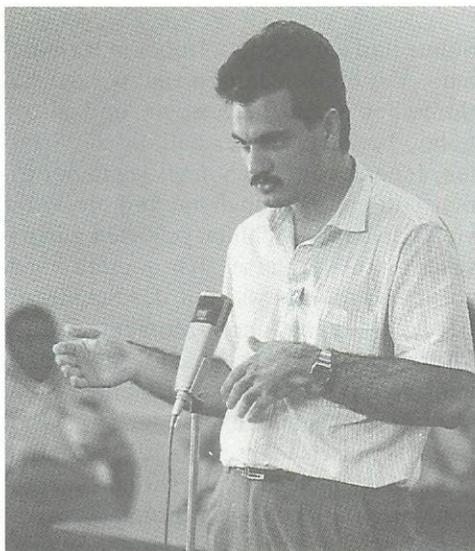
An der Konferenz im Trianon nach dem Ersten Weltkrieg wurde Siebenbürgen «endgültig» Rumänien zugesprochen. Als Folge des 1940 von Horty, Mussolini und Hitler unterzeichneten Diktats von Wien wurde ein grosser Teil des Gebiets an Ungarn abgetreten. Schon vier Jahre später drang die rumänische Armee in Ungarn ein, und die heutigen Grenzen wurden angeblich für Zeit und Ewigkeit festgelegt.

Wie die Unruhen vom vergangenen März auf tragische Art bewiesen, ist das Problem immer noch heikel, sowohl auf der Ebene der diplomatischen Beziehungen wie auf der Ebene der Stimmung unter den Leuten. Die Fernsehberichte über die Auseinandersetzungen, die in Tirgu-Mures sieben Todesopfer forderten, schockierten die Weltöffentlichkeit und berührten auch mich.

EIN SCHMERZLICHER PROZESS

Sind wir ausserstande, zu vergessen und zu vergeben? Es ist nicht einfach. Vor allem, in politische Kräfte in beiden Ländern darauf aus sind, Hass zu säen, um die Aufmerksamkeit der Bevölkerung von den eigenen schwierigen Problemen abzulenken.

Dennoch gibt es Beweise dafür, dass der Geist der Versöhnung die Oberhand über Intoleranz, Feindseligkeit und Hass gewinnen kann. Hoffnung schöpfe ich zum Beispiel aus einem Ereignis, das einige Jahre zurückliegt, als Jean und Hildegard Goss, Vertreter eines internationalen Versöhnungswerkes, Polen besuchten. Sie besprachen deutsch-polnische Beziehungen mit einer Gruppe Intellektueller. Plötzlich ergriff ein Dichter das Wort. Mit vor Entrüstung bebender Stimme sagte er: «Wir können doch nicht von Versöhnung in dieser Frage sprechen, wenn jeder Stein hier mit polnischem Blut befleckt ist. Von September 1939 bis zum Kriegsende brachten die Deutschen Hunderttausende von Polen um. Das polnische Volk wird ihnen niemals verzeihen.»



Petrou Avram, Bukarest

Die Besucher sahen ein, dass sie dazu nichts sagen konnten, und schlugen deshalb vor, dass alle gemeinsam das Vaterunser beten sollten. Als sie zu der Stelle kamen «wie auch wir vergeben...», sprachen die Polen plötzlich nicht mehr weiter. Dann, mitten in die Stille, ertönte die Stimme des Dichters: «Jetzt sehe ich ein, dass ich weder ein guter Mensch, noch ein guter Christ, noch ein guter Pole sein kann, bevor ich fähig bin, den Deutschen zu vergeben.» Aus dieser kleinen Gruppe erwuchs eine Versöhnungsbewegung, die sich beträchtlich auf die polnische Haltung den Deutschen gegenüber ausgewirkt hat.

«WIE VERWANDTE»

Oder etwas näher bei uns: Eine Budapester Familien-Stiftung lud 300 rumänische Familien für ein Wochenende als Gäste bei ungarischen Familien ein. Ein rumänischer Teilnehmer entdeckte «kein Zeichen des Argwohns oder Misstrauens bei unserer Ankunft auf dem überfüllten Bahnsteig». Sie seien begrüsst worden «wie geliebte Verwandte, die man nach einer langen, schmerzlichen Trennung wiederfindet». Zum Schluss des Besuches sagte dieser Teilnehmer, dass sich Rumänen und Ungarn auf persönlicher Ebene gegenseitig bestens verstanden hätten. Keiner begehrt das Land oder den Reichtum des andern; das gute gegenseitige Einverständnis sei von einer Haltung des Verständnisses und der Offenheit geprägt gewesen. «Die Liebe hat wiederum einen Sieg errungen», schloss er.

Auch die Kirchen haben in der Vergangenheit eine wichtige Rolle gespielt. Im ver-

gangenen November trafen sich 14 Kirchenführer aus Rumänien und Ungarn in Novi-Sad in Jugoslawien. Sie betrachteten es als «einen ersten Schritt in den Bemühungen um eine Annäherung und die Schaffung neuer Beziehungen zwischen unseren Völkern.» «Wir müssen im Herzen unserer Völker und in ihren Seelen den Geist der christlichen Liebe neu entfachen, weil wir einsehen, dass alle Menschen als Gottes Ebenbild erschaffen wurden», war in der gemeinsam verabschiedeten Erklärung weiter zu lesen.

Im Eingeständnis, dass die Kirchen in der jüngsten Vergangenheit nicht imstande gewesen seien, ihren Auftrag zufriedenstellend zu erfüllen, erklärten die 14 weiter: «Wir bedauern zutiefst und im Geiste der aufrichtigen Reue alle unsere vergangenen Fehler und Kompromisse. Jetzt müssen wir danach trachten, einander zu helfen, unser Gewissen von jeglicher Selbstsucht und Intoleranz und jeglichem Chauvinismus zu säubern. Wir müssen alle Arten extremistischer Demonstrationen, welchen Ursprungs auch immer, ablehnen und bekämpfen.»

ALTE STRUKTUREN – ALTES MISSTRAUEN

Zu ihrer Vision des zukünftigen gemeinsamen europäischen Hauses gehört die Abschaffung jener alten Strukturen und des alten Denkens, welche Hass, Spaltung und Misstrauen erzeugt haben. «Wir respektieren die Grenzen zwischen unsern beiden Ländern. Aber wir möchten, dass es zu einer Freizügigkeit über alle Grenzen kommt, so dass sie uns einander näherbringen, anstatt uns zu trennen.»

Die 14 Kirchenvertreter rufen dazu auf, dass alle Bevölkerungsteile und alle ethnischen Minderheiten ihrer Länder gleiche Rechte und gleiche Möglichkeiten erhalten, ihre eigene Kultur zu pflegen und ihr Brauchtum zu fördern.

So ist, wie gesagt, Versöhnung auf Bürgerebene möglich. Es ist unsere Aufgabe, sowohl der Rumänen wie der Ungarn, nicht auf die nationalistischen Erklärungen einzugehen, welche einzelne Medien-Organe und einige offizielle Behörden von sich geben, die darauf aus sind, den Hass zu schüren. Wir müssen uns eine Haltung der guten Nachbarschaft und des gegenseitigen Verständnisses zu eigen machen.

Petru Avram, Redaktor bei der rumänischen Wochenzeitschrift «Strada»

Die Last unerkannter Überheblichkeit

Ich wuchs während der Schlussphase des Britischen Reiches auf. Anfänglich waren noch recht viele Länder auf unserer Weltkarte rot gefärbt, aber Jahr für Jahr erlangten mehr Nationen ihre Unabhängigkeit. Mir wurde beigebracht, auf mein Land stolz zu sein, und ich war der Ansicht, dass wir allerhand Gutes in der Welt geleistet hatten.

Ihre Ansichten waren anders

Doch jedesmal, wenn ich Menschen aus andern Ländern begegnete, wurde mir auch klar, dass ihre Ansichten anders waren. Die Polen erinnerten mich an die Vereinbarungen von Jalta. Die Chinesen erinnerten mich an die Opiumkriege. Die Südafrikaner erinnerten mich an unsere Konzentrationslager im Burenkrieg. Die Iren erinnerten mich an soundsoviele Ereignisse unserer jahrhundertealten, mannigfach verworrenen Geschichte. Aufgrund dieser Begegnungen begann ich mehr Geschichte zu lesen, und dabei ging mir auf, wie viel Falsches geschehen war, und dass unsere Beziehungen zu manchen Ländern daher gestört waren. In meinem Innersten hoffte ich zwar schon immer, dass das Gute dem Bösen gegenüber überwiege.

Mildernde Umstände

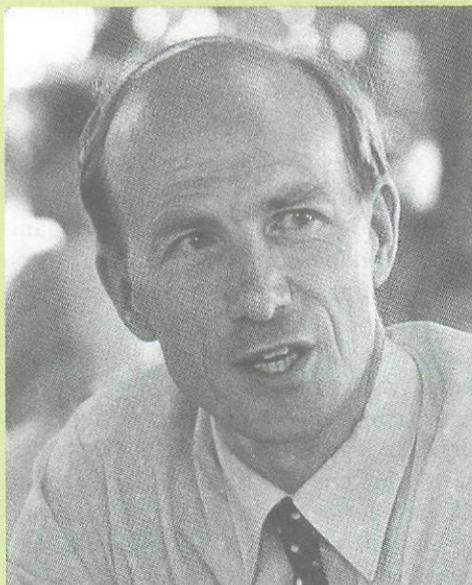
Die Geschichtsbücher geben klare Auskunft, und in bezug auf Irland wurde mir deutlich, dass unsere Politik über Jahrhunderte hinweg zur Lage beigetragen hat, mit der heute die verschiedenen Bevölkerungsteile Irlands zu kämpfen haben. Aber sogar diese Erkenntnis berührte mich eigentlich nicht. Einerseits fällt es schwer, rückblickend richtig zu urteilen, und ich konnte nicht fassen, dass wir absichtlich so schlimme Taten begangen haben sollten. Insgeheim bezweifelte ich diese sogar und sagte mir, es müsse auch mildernde Umstände gegeben haben.

Als Arzt weiss ich aus der klinischen Beobachtung, dass die Schichten des menschlichen Wesens empfindsamer und tiefgründiger sind, als wir – sogar uns selbst gegenüber – zu enthüllen bereit sind. Einige Patienten, die nach aussen hin selbstsicher und erfolgreich auftreten, kommen zu mir mit Sorgen und Ängsten, die zu erwähnen sie sich beinahe scheuen. Aber das brauchten sie nicht, denn ich bin genauso wie sie.

«Für sie sogut wie für dich»

Meine Herkunft ist protestantisch und freiberuflich. Meine Frau, unsere zwei

Söhne und ich wohnten früher in Birmingham. Vor einigen Jahren sind wir der katholischen Kirche beigetreten, und unsere Söhne besuchen daher katholische Schulen. Jene des älteren Sohnes lag in der Innenstadt von Birmingham, und die Väter vieler seiner Mitschüler gehörten zur irischen Arbeiterklasse. Ich wähnte mich vorurteilsfrei und war mit der Schule zufrieden – bis zu jenem Moment, wo der Wortschatz, der Akzent und das Benehmen dieser Mitschüler auf meinen Sohn abzufärben begannen, oder besser gesagt: wo die «typisch englischen» Eigenschaften zu verblassen drohten, die wir ihm anerzogen hatten. Eines Tages wurden wir zu einer Messfeier eingeladen, an der Schüler und Eltern teilnahmen. Da sass ich nun als freiberuflicher Engländer unter vielen weniger gebildeten Irländern mit ihren Kindern. Ich schäme mich, dies zuzugeben, aber ich geriet innerlich in Aufruhr, weil ich merkte, dass ich sie gegen meinen Willen verachtete. Dass mein Sohn mit ihnen verkehrte, störte mich nicht, aber dass er so wie sie werden könnte. Etwas wie Hass wallte in mir auf gegen das, was sie unserer Familie antun könnten, und dabei sollten wir doch gemeinsam die Kommunion empfangen. Mir ging sofort auf, dass ich dazu ausserstande war; es wäre heuchlerisch gewesen. Dann traf mich ein Gedanke, den



John Lester

ich am einfachsten in religiösen Begriffen ausdrücken kann. Es war, als ob Jesus zu mir sagte: «Ich starb für sie sogut wie für dich. Ich liebe sie sogut wie dich. Warum liebst du sie nicht?»

Eine neue Optik

Als jemand, der sich als ausgeglichen, objektiv und vorurteilslos vorkam, musste ich plötzlich feststellen, dass tief in meiner Natur unschöne Neigungen lagen und ich reingewaschen und geheilt werden musste. Als wir dann am Altar vor Gott knieten, war echte Gleichheit da, und im Bewusstsein meiner eigenen Schwäche ging mir erstmals auf, dass solche Gleichheit nicht von Herkunft, Abstammung, Verdienst, Bildung oder Leistung abhängt, sondern einzig und allein vom Bedürfnis nach Vergabung. In diesem Augenblick wurde mir eine grosse Last bisher unerkannter Überheblichkeit abgenommen, und an ihre Stelle trat zum ersten Mal eine Zuneigung die Iren, die seither sehr gewachsen ist. Ich betrachtete diese Menschen nicht mehr wie bisher im Licht der Gewalttaten und der Spaltung, sondern ich sah den enormen Beitrag zum Glauben und zur Erziehung, den Irland für Europa und darüber hinaus geleistet hat.

Politik und Volksmeinung

Mir liegt daran, über dieses Erlebnis zu berichten, denn es gab mir Aufschluss darüber, was möglicherweise die britische Politik der Vergangenheit zu dem gemacht hat, was sie war. Es wäre unfair, aus einem persönlichen Erlebnis einen allgemeingültigen Schluss zu ziehen, denn die Erlebnisse anderer können sehr wohl völlig anders sein. Mir hat es zumindest gezeigt, dass nebst einer Verbesserung der Regierungspolitik etwas viel Tieferes geschehen muss, um die gängige Volksmeinung zu ändern, die normalerweise die Grundlage der Politik bildet.

Wenn wir unsern Blick auf den östlichen Teil unseres Kontinents richten, entdecken wir verschiedene ethnische Probleme. Aber wie können wir richten, wenn wir selbst nicht gelernt haben, mit unserem nächsten Nachbarn eine Beziehung der Gleichheit zu pflegen? Wir im Westen, vor allem wir Briten, gelten so gerne als jene, welche anderen zu Hilfe kommen. Und doch müssen wir zugeben, dass wir selbst Hilfe benötigen. Vielleicht kann aus der Not eine Tugend werden und liegt gerade darin, dass wir gleichermassen hilflos sind, der Grundstein zum gemeinsamen europäischen Haus.

John Lester

Begegnungen in Moskau und Leningrad



Letzten Sommer hielten sich zwei Journalisten der sowjetischen Presseagentur Nowosti während vierzehn Tagen in Caux auf. Sie überbrachten ein Einladungsschreiben ihrer Agentur zu einem Besuch der UdSSR. Der Präsident der Stiftung für Moralische Aufrüstung, Marcel Grandy, seine Frau, meine Frau und ich nahmen die Einladung an. Als wir uns am 16. Januar nach Moskau aufmachten, waren unsere Herzen schwer. Der Ausbruch des Golfkrieges stand bevor, und in Vilnius hatte es Tote gegeben. Was mochte uns erwarten?

Zunächst einmal eine Überraschung. In der Vergangenheit waren die Beziehungen zwischen der Moralischen Aufrüstung und der kommunistischen Welt – vor allem dem Moskau der Stalinzeit – recht stürmisch gewesen. Doch schon am Tag nach unserer Ankunft wurden wir zu einem Gespräch in den Kreml eingeladen, in eines jener Gebäude, die man oft im Fernsehen sieht. Während einer Stunde empfing uns dort Anatolij Anajew, der Vizepräsident des aussenpolitischen Ausschusses des Obersten Sowjets (Parlament). Er ist ebenfalls bekannt als Schriftsteller und Chefredaktor der Zeitschrift «Oktober».

UNSERE LESER SCHREIBEN:

Streit im Intercity

Kürzlich las ich, dass die «Weisheit von oben her» unter anderem unparteiisch ist. Dies erinnerte mich an eine Auseinandersetzung im IC-Zug von Hannover nach Mannheim.

Eine Frau reiferen Alters stieg in Göttingen hinzu. Sie hatte eine Platzreservierung. Aber jemand sass schon auf ihrem Platz. Diesen wollte der Herr nicht räumen, wofür er auch gute Gründe hatte, wie sich später herausstellte (Fehler in der Beschreibung).

Ich wurde ziemlich sauer über seine Weigerung, der Frau den Platz zu überlassen. Sofort fing ich an, für sie zu streiten, ohne gross auf seine Gründe einzugehen. Einige Fahrgäste unterstützten mich, andere fanden meinen frechen Berliner Tonfall nicht ganz angemessen.

Schliesslich suchte sich der Mann woanders einen Platz. Ganz wohl war mir abschliessend aber nicht zumute. Friedens-

«Ich bin mir bewusst, dass hier in der Vergangenheit alles Mögliche über die Moralische Aufrüstung behauptet wurde», erklärte unser Gesprächspartner. «Aber die Geschichte verläuft im Zickzackkurs, und heute können wir zusammenarbeiten. Übrigens lässt sich die Moralische Aufrüstung in die Stammfolge von Leo Tolstoi und Mahatma Gandhi einreihen.»

Die Machtfrage

Herr Anajew hatte das Gespräch mit einer Verteidigung von Perestroika und Marktwirtschaft begonnen. Besonders fiel uns aber eine Äusserung auf, die wir während unseres Aufenthaltes noch mehrmals hören sollten. Für ihn ist die Frage der Macht das grosse Weltproblem. In der UdSSR hing viel zu lange alles von einer einzigen Person ab: früher vom Zaren, dann vom Parteisekretär.

Dies hielt die Bevölkerung davon ab, zum Wesentlichen vorzustossen. «Deshalb legen wir soviel Gewicht darauf, in unserem Land einen Rechtsstaat zu errichten und dem Gesetz Nachachtung zu verschaffen.»

stiftend hatte mein Handeln nicht gewirkt. Durch mein Parteiergreifen und meine fordernde Haltung hatte ich eher zu einer Spaltung beigetragen. Ich konnte mich bei den betroffenen Personen doch noch entschuldigen, und sie nahmen die Entschuldigung dankbar an. Die folgenden Zeilen aus einem Gebet, dessen Verfasser nicht bekannt ist, sind mir in diesem Zusammenhang wichtig geworden:

«Schenke mir deinen Frieden, Herr, und befreie mich von meiner Angst.

...

Hilf mir, meine Waffen abzulegen:

die scharfen Worte,

die bösen Blicke,

die verletzende Sprache,

die giftigen Angriffe

und all das,

womit ich sonst den täglichen Kleinkrieg führe...»

Matthias Freitag

Humor im Kreml

Es war für uns bewegend, mit diesem Mann im Kreml vom «inneren Kompass» zu sprechen, der es jedem ermöglicht, sich mit einer höheren Weisheit in Verbindung zu setzen. «Richtig!» entgegnete er und fügte nicht ohne Humor bei: «Bloss darf der Magnet nicht von äusseren Kräften geschüttelt werden. Sonst gerät das Schiff auf falschen Kurs.» Und abschliessend erklärte er: «Die Moralische Aufrüstung, wie ich sie verstehe, betrifft Regierungen, Streitkräfte, Wirtschaftskreise. Diese weltweite moralische Aufrüstung hat mit dem ganzen gesellschaftlichen Leben zu tun. Sie muss sich auch an die Parlamente wenden.»

Nach diesem Gespräch führten uns unsere Gastgeber auf den «Platz der Kathedralen» innerhalb der Kremllauern, der von sechs grossartigen Kirchen umgeben ist. Eine davon ist vor kurzem wieder für religiöse Feiern geöffnet worden. Allen tragischen und kostspieligen Anstrengungen Lenins, Stalins und seiner Nachfolger zum Trotz ist Gott in diesem Land nicht tot, ganz im Gegenteil. Welche Lektion!

Wie um den Empfang durch Herrn Anajew zu bestätigen, versandte der Pressedienst von Nowosti am 23. Januar an seine Abonnenten den Text eines Artikels über Caux, verfasst von einem der letztjährigen Besucher, Eduard Rosental. Dieser spielt auf einen andern Artikel an, den er 1969 in der Tageszeitung «Iswestija» unter dem Titel «Ein versüsselter Betrug» veröffentlicht und dabei «die Opportunisten von Caux» scharf angegriffen hatte, «die für den Klassenfrieden zwischen Kapital und Arbeiterschaft, reich und arm, schwarz und weiss kämpfen». «Wie sich die Zeiten geändert haben!» schreibt Rosental heute, «und auch das Leben, jedenfalls unsere Auffassungen davon. Heute, wahrlich verspätet – aber besser spät als nie –, beginnen wir zu begreifen, dass wir nicht überleben können, ohne den allgemeingültigen menschlichen Werten Vorrang zu geben.»

Ein schlechtes Gewissen

Im Laufe der folgenden Tage konnten wir Sagorsk besuchen, eine Hochburg des orthodoxen geistlichen Lebens, dann Leningrad mit seinem Museum Eremitage und schliesslich Nowgorod, eine der histori-

Moskau, Fortsetzung

schen Städte Russlands, die vor Moskau gegründet wurden. In unsern zahlreichen Gesprächen mit verschiedensten Menschen tauchte regelmässig das Problem der baltischen Länder auf. Bei einigen unserer Gesprächspartner – alles Russen – spürten wir eine Art Verlegenheit, beinahe ein schlechtes Gewissen, jedenfalls eine Ratlosigkeit gegenüber einem schwer zu bewältigenden Problem. «So einfach, wie Sie in Ihren Ländern meinen, ist es nicht», sagte uns ein Journalist. «Ich gestehe, dass ich nicht weiss, wer recht und wer unrecht hat.»

In Leningrad, wo die Beziehungen zwischen Russen und Balten durch die Nähe der drei baltischen Republiken ein altes Thema sind, spricht man sehr offen darüber. Ein unabhängiger Leningrader Stadtrat sagte: «Es ist nicht ein Nationalitätenproblem, sondern eines der Beziehungen zwischen dem «Zentrum» (Moskau) und den Republiken. Mehr als die geographische Nähe verbindet uns der Geist der Demokratie mit den Balten. Die Gefahr liegt darin, dass das Baltikum zum Manövergelände der reaktionistischen Kräfte (innerhalb der kommunistischen Partei) geworden ist, die hier ihre Möglichkeiten erproben wollen.»

Wir wurden auch gefliessentlich daran erinnert, dass bei den Parlamentswahlen von 1989 in Litauen 73 Prozent der dort ansäs-

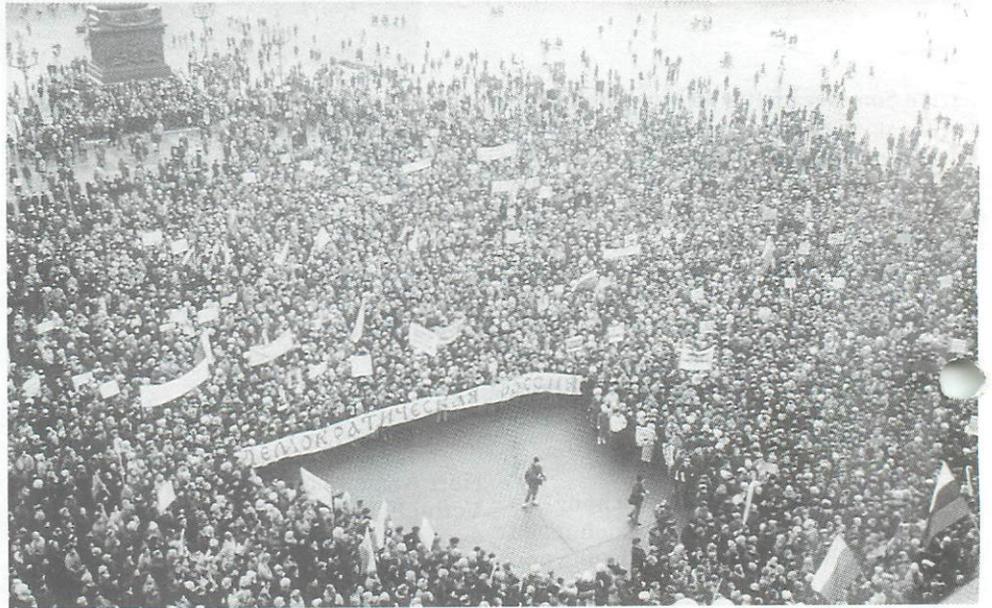
sigen Russen jenen Parteien die Stimme gaben, die für die Unabhängigkeit eintraten. «Das ist leicht begreiflich», erklärte uns ein Beobachter. «Sie wollen lieber von Vilnius aus regiert werden als unter der schlechten Moskauer Verwaltung leiden.»

Gewiss, es hat Zwischenfälle gegeben, die zu den bekannten tragischen Ereignissen geführt haben. Aber daran waren vor allem die neuen, mit Frau und Kind angereisten Soldaten beteiligt, die nicht mehr unbedingt als willkommen gelten! In Leningrad

schrieben die Zeitungen von einem Gespräch, das der Bürgermeister von Vilnius einer «Delegation sowjetischer Mütter» gewähren wollte, um ihre Klagen zu prüfen.

Fünf Jahre – zehn Jahre?

Am 20. Januar, gerade während wir die Eremitage besuchten, fand im Hof des Museums eine Kundgebung «zur Unterstützung der baltischen Länder» statt – am sel-



Leningrad, Demokratiekundgebung am 20. Januar

ben Ort, wo einst Lenin das Signal zum Beginn der bolschewistischen Revolution gegeben hatte. Einige Tausend Menschen versammelten sich. Gleichzeitig wurde in Moskau vor dem Kreml eine Kundgebung im selben Sinn abgehalten, an der sich eine halbe Million Menschen beteiligten: ein Zeugnis dafür, dass das Bewusstsein demokratischer Solidarität einen wichtigen Faktor in der sowjetischen Entwicklung darstellt. «Ich weiss nicht, wieviel Zeit es braucht – fünf Jahre, zehn Jahre», sagte uns ein Beobachter. «Es wird Rückschläge geben. Aber ich zweifle nicht im geringsten daran, dass die demokratischen Kräfte schliesslich siegen werden.»

In diesem Land, das schon in der Vergangenheit und dann im Zweiten Weltkrieg so sehr gelitten hat, und wo jetzt das Leben so hart ist, geht es nicht ohne eine Zukunftsperspektive. Eine solche hat offenbar der Schweizer Botschafter in der UdSSR, Francis Pianca. In seinen Gesprächen mit Russen erwähnt er oft ein geschichtliches Ereignis, «um sie zu ermutigen», wie er sagt: Nach den napoleonischen Kriegen war die Schweiz eines der ärmsten Länder Europas, und im Kanton Thurgau brach eine schreckliche Hungersnot aus. Der damalige russische Zar, Alexander I., spendete 100 000 Goldrubel, zu jener Zeit eine beachtliche Summe, um den Notleidenden zu helfen. Für den Botschafter veranschaulicht dies die Tatsache, dass jedes Land seine Krisenzeiten hat und dass auch die heute wohlhabende Schweiz damals nicht verschont blieb. Also: Wer weiss?

Daniel Mottu

Zutreffendes durchkreuzen – Marquer ce qui convient Poire una crocetta secondo il caso	Adresse ungünstig insufficiente	Unbekannt Inconnu	Annahme verweigert Refuse	Gestorben Décédé
Abgereist Parti	Indirizzo insufficiente	Sconosciuto	Respiro	Decesso

Fotos: Ameen, Channer, Grandy, Spreng

Caux-Information

Redaktion: Dr. Konrad von Orelli, Verena Gautschi, René Jacot, Margrit Schmitt-Gehrke, Marianne Spreng

Administration und Redaktion: Postfach 4419, CH - 6002 Luzern, Telefon 041 42 22 13

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen: MRA Bücherdienst, Eggemann, Uhlandstrasse 20, D - 4390 Gladbeck

Abonnement: Schweiz: Fr. 32.-, Deutschland: DM 42.-, übrige Länder: s.Fr. 37.-

Postcheckkonten: Schweiz: 60-12000-4, Caux-Information, CH - 6002 Luzern

Deutschland: 2032-751 Postcheckamt Karlsruhe, Caux-Information, CH - 6002 Luzern

Erscheinungsweise: 12mal jährlich

Druck: BUGRA SUISSE Buechler Grafino AG, 3084 Wabern-Bern